



Leseprobe

Dr. Oliver Hilmes

Herrin des Hügels

Das Leben der Cosima Wagner

»Was für ein Leben, was für eine Frau! Spannender als jeder Krimi.« *Elke Heidenreich*

Bestellen Sie mit einem Klick für 14,00 €



Seiten: 496

Erscheinungstermin: 13. Juni 2017

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ganz große Oper – das Leben der Cosima Wagner

Cosima Wagner war eine Ausnahmeerscheinung. Die uneheliche Tochter Franz Liszts heiratete im Alter von 19 Jahren den Dirigenten Hans von Bülow, von dem sie nach einer turbulenten Ehe 1870 geschieden wurde. Zu dieser Zeit lebte sie bereits mit Richard Wagner zusammen, die Ehe mit ihm war für sie auch eine künstlerische Mission. Nach Wagners Tod wurde Cosima zur »Herrin des Hügels«: Sie führte die Bayreuther Festspiele weiter und prägte als Gralshüterin des Wagner-Kults unser Bild des Komponisten und seiner Musik nachhaltig. Oliver Hilmes erzählt in seinem Bestseller ein faszinierendes Frauenleben und beleuchtet zugleich ein unbekanntes Kapitel Musikgeschichte.



Autor

Dr. Oliver Hilmes

Oliver Hilmes, 1971 geboren, wurde in Zeitgeschichte promoviert und arbeitet als Kurator für die Stiftung Berliner Philharmoniker. Seine Bücher über widersprüchliche und faszinierende Frauen „Witwe im Wahn. Das Leben der Alma Mahler-Werfel“ (2004) und „Herrin des Hügels. Das Leben der Cosima Wagner“ (2007) wurden zu großen Verkaufserfolgen. 2011 folgte „Liszt. Biographie eines Superstars“, danach „Ludwig II. Der unzeitgemäße König“ (2013) sowie „Berlin 1936. Sechzehn Tage im August“ (2016), das in viele Sprachen übersetzt und zum gefeierten Bestseller wurde. Zuletzt erschien „Das Verschwinden des Dr.“

OLIVER HILMES, 1971 geboren, studierte Geschichte, Politik und Psychologie in Marburg, Paris und Potsdam. Er wurde in Zeitgeschichte promoviert und arbeitet seit 2002 für die Stiftung Berliner Philharmoniker. Er ist Autor zahlreicher Bestseller, darunter *Witwe im Wahn. Das Leben der Alma Mahler-Werfel* (2004), *Liszt. Biographie eines Superstars* (2011) sowie zuletzt *Berlin 1936. Sechzehn Tage im August* (2016).

Herrin des Hügels in der Presse:

»Selbst Musikmuffel werden dieses Buch lieben. Denn das Leben von Franz Liszts unehelicher Tochter war ganz große Oper.«

stern

»Kulturgeschichte, spannend wie ein Krimi und herrlich neurotisch dazu.«

Die Welt

»Ein Buch, das der Witwe den Schleier vom Kopf zieht. Oliver Hilmes rückt in seiner Biographie das Bild von Cosima Wagner zurecht.«

Aachener Nachrichten

»Eine aufregende Biographie, die ein widersprüchliches Leben zwischen künstlerischer Mission und weltanschaulicher Sonderlichkeit nachzeichnet.«

Frankfurter Neue Presse

»An Quellenreichtum ist das Buch kaum mehr zu überbieten.«

Frankfurter Allgemeine Zeitung

Außerdem von Oliver Hilmes lieferbar:

Berlin 1936. Sechzehn Tage im August
Cosimas Kinder. Triumph und Tragödie der Wagner-Dynastie
Liszt. Biographie eines Superstars
Ludwig II. Der unzeitgemäße König
Witwe im Wahn. Das Leben der Alma Mahler Werfel

Oliver Hilmes

Herrin des Hügels

Das Leben der Cosima Wagner



PENGUIN VERLAG

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright © 2007 by Siedler Verlag, München,
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: any.way, Hamburg

nach einem Entwurf von Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagmotiv: Porträtaufnahme 1911 (Jacob Hilsdorf, Bingen),

© Sammlung Franz Toth/AKG images

Lektorat: Hermann Gieselbusch, Wentorf bei Hamburg

Bildredaktion und Satz: Ditta Ahmadi, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10160-4

www.penguin-verlag.de

INHALT

- 9 **Prolog**
- 19 **Eine Kindheit ohne Eltern**
(1837–1855)
Années de Pèlerinage 19 Liebesfreud 21
Liebesleid 24 Glückliche Jahre 32 Die Fürstin 36
Gehirnwäsche 42 Veränderungen 53
- 63 **Zweckehe**
(1855–1864)
Vom Regen in die Traufe? 63 Selbsttäuschung 68
Hochzeitsreise in die Zukunft 75
Berliner Kaffeetafel 80 Gewitterwolken 88
Auf der Flucht 98 Die Erlösung 103
Torschlusspanik 110
- 119 **Wagner**
(1864–1883)
Tristan und Isolde 119 Macht und Einfluss 129
Münchner Intrigenstadel 137 Exil wider Willen 140
Entscheidungen 152 Schuld und Sühne 155
Menschliches, Allzumenschliches 166 Gründerjahre 176
Alltag in Wahnfried 184 Premiere 193
Unsichere Zukunft 204 Mephistowalzer 212
Tod in Venedig 218

- 227 **Die Herrin von Bayreuth**
(1883–1900)
Irrungen und Wirrungen 227 Freunde und Helfer 236
Licht und Schatten 243 Krokodilstränen 254
Weichenstellungen 260 Dreikaiserjahr 264
Der Bayreuther Kreis 277 Familienplanung 284
Oedipus Rex? 288 La Grande Dame 297
Auf den Hund gekommen 305
- 315 **Zeitenwende**
(1900–1914)
Parsifalomanie 316 Denkmalsturz 332
Machtwechsel 338 Die Kanaille Mensch 353
Eskalation 365 Tantiemendämmerung 378
Tutte le Corde 382
- 395 **Das lange Ende**
(1914–1930)
Weltenbrand 395 Leben im Weltkrieg 402
Ein Österreicher in Bayreuth 416
Ein lebendes Denkmal 422 Finale lamentoso 430
- 433 **Epilog**
- 437 Dank
439 Anmerkungen
473 Quellen
475 Literatur
483 Personenregister
495 Bildnachweis

*Was sie nicht ans Licht lassen wollte, durfte niemals
aus dem Dunkel des Archivgewahrsams.*

Maximilian Harden
über Cosima Wagner (1914)

PROLOG

Bayreuth im Hochsommer: Wolfgang Wagner, ein weißhaariger Herr, steht neben seiner Frau Gudrun und seiner Tochter Katharina vor dem Festspielhaus, vom Balkon spielen die Bläser Themen aus Wagner-Opern, Damen in Abendgarderobe sowie Herren im Smoking bevölkern den Grünen Hügel. Die internationale Presse gibt sich ein Stelldichein, Musikkritiker aus aller Welt berichten in ihre Heimatländer, und Fernsighteamer übertragen das Spektakel. Allenthalben wird getuschelt: »Haben Sie im letzten Jahr den ›Parsifal‹ gesehen?« – »Was halten sie von Christoph Schlingensiefels Regie?« Dann beginnt der Aufmarsch der Prominenten. Schwarze und silbergraue Limousinen fahren vor und halten am Ende eines langen roten Teppichs, der schnurstracks auf das Festspielhaus zuführt. Die zahlreichen Zaungäste, die sich in gebührendem Abstand eingefunden haben, erblicken Bundeskanzlerin Angela Merkel samt Gatten, den bayerischen Landesvater Edmund Stoiber mit Frau Karin, Claudia Roth, Guido Westerwelle, Bundesministerin Ulla Schmidt und ihre Kabinettskollegin Ursula von der Leyen, die Alt-Bundespräsidenten Walter Scheel und Roman Herzog, die Botschafter Italiens, Japans und Frankreichs sowie allerlei politische Lokalgrößen.

So war es 2006, und so ist es eigentlich in jedem Jahr. Die Besetzung wechselt – die Inszenierung bleibt. Während die Bläser auf dem Balkon ein Thema aus dem »Fliegenden Holländer« intonieren, rufen die vielen Fotografen ständig die Namen ihrer Motive. »Herr Außenminister, bitte zu uns drehen!« – Hans-Dietrich Genscher lächelt daraufhin freundlich in die Kameras. »Frau von der Leyen, wie heißt ihr Gatte?« – »Heiko.« Bei so viel Politprominenz fehlen aber auch nicht die Vertreter des Showbusiness: Margot Werner, Grit Boettcher, Roberto Blanco oder Thomas Gottschalk pilgern nahezu jeden Som-

mer nach Bayreuth. Früher kam auch oft der extravagante Münchner Modedesigner Rudolph Moshhammer samt Yorkshire-Hündin Daisy.

Was machen diese Damen und Herren dort? Warum diese oberfränkische Provinzstadt? Dass sich Bayreuth zu einem Tummelplatz der High Society entwickeln konnte, war letztlich das Werk einer Frau: Cosima Wagner.

An Cosima scheint so ziemlich alles außergewöhnlich: Sie war die uneheliche Tochter des Jahrhundertpianisten Franz Liszt und der französischen Schriftstellerin Marie d'Agoult. Im Paris der 1840er Jahre erlebte sie unter der Fuchtel liebloser Gouvernanten eine Kindheit ohne Eltern. Cosimas Leben führt später in das Berlin der 1850er Jahre, wo sie ihren ersten Ehemann Hans von Bülow kennenlernte. Bülow war der exzentrische Lieblingsschüler ihres Vaters und später der Chefdirigent der Berliner Philharmoniker. Bereits auf der Hochzeitsreise traf sie Bülows Freund: Richard Wagner. Ihre Ehe mit Bülow war ein fürchterlicher Irrtum, wie man rückblickend weiß, und endete nach einer turbulenten Münchner Episode in einer herzzerreißenden Tragödie. Nachdem Cosima ihren Hans jahrelang mit Richard betrogen und drei uneheliche Kinder von ihm zur Welt gebracht hatte, trennten sich die Bülows, und Cosima heiratete den über zwanzig Jahre älteren Wagner. *Dieser Betätigung habe ich nicht nachgeschaut*, schrieb sie 1869 in ihr Tagebuch, *sie nicht herbeigeführt, das Schicksal hat sie mir auferlegt*.¹

Das Wort *Betätigung* ist in diesem Zusammenhang vielsagend: Die Ehe von Cosima und Richard Wagner war keine normale Liebesbeziehung – sie war für Cosima eine Mission. Als Wagner 1883 starb, spottete Bülow, dass seine Ex-Frau nun Johannes Brahms heiraten müsse. Doch das war nach Cosimas Dafürhalten ein schlechter Scherz. Die 45-jährige Witwe wollte nichts anderes mehr sein als die Vollstreckerin von Richard Wagners angeblichem letzten Willen. Bei der Stilisierung dieses Bildes schreckte sie auch vor drastischen Mitteln nicht zurück. Noch am Tag von Wagners Tod ließ Cosima ihre langen Haare abschneiden – sie nähte diese in ein Plüschsäckchen und legte es zu dem Verstorbenen in den Sarg. Mit diesem Zeichen sollte ihre Identität jenseits der Biographie Wagners enden, fortan durfte nichts mehr an die Person Cosima erinnern. In den 47 Jahren,

die sie ihren Richard überlebte, betrieb sie ihre totale Identifizierung mit der Person und dem Werk Richard Wagners – mit Erfolg. Der tote »Meister« schien in seiner Witwe – der »Meisterin« – fortzuleben. Daher fällt es selbst eingefleischten Wagner-Verehrern bis heute schwer, sich ein klares Bild von der Persönlichkeit dieser Frau zu machen. Hat man von Richard Wagners geistiger Physiognomie klare Vorstellungen, so erscheint Cosima merkwürdig unkonturiert, sie verschwindet weitgehend hinter ihrer selbstgewählten Mission. Doch war ihr »Ich« wirklich so untrennbar mit Richard Wagner verbunden?

Wer war diese Cosima Liszt-Bülow-Wagner? Was bleibt von Cosima im Jahr ihres 170. Geburtstages? Und worin bestand ihr besonderer Reiz, dem sich sogar kritische Zeitgenossen wie Harry Graf Kessler nicht entziehen konnten? »Cosima ist hier gesellschaftlich souverän«, schrieb er nach einem Treffen mit ihr in Berlin in sein Tagebuch. »Eine solche Stellung ist einzig; die Fürstinnen, Botschafterinnen, Comtessen, Alles zittert vor ihr und wird rot vor Freude, wenn Cosima sie gnädig anredet.«² Selbst Maximilian Harden, der Cosima nicht ausstehen konnte, musste zugeben: »Dieses Bayreuth ist ihres Hirnes Geschöpf; und nur sie seine Gottheit.«³ Das war aus Hardens Mund ein – wenn auch giftiges – Kompliment. Er beschreibt damit treffend, dass Cosima den Bayreuther Festspielen nach Wagners Tod zum großen Durchbruch verhalf. Sie machte aus dem Theaterexperiment auf dem Grünen Hügel – denn mehr war es zu Wagners Lebzeiten nicht – ein florierendes Familienunternehmen und eine gesellschaftliche Institution. Doch wie gelang ihr dies? Wie wurde sie in einer Zeit, in der man Frauen vornehmlich am Küchenherd vorfand, zu einer einflussreichen Musikmanagerin – zur »Herrin des Hügels«? Wie kann man einer Frau wie Cosima Liszt-Bülow-Wagner am besten gerecht werden? – Indem man die intimsten Quellen sprudeln lässt, die es gibt: unzensierte Briefe und Tagebuchnotizen.

Meine Spurensuche begann im Januar 2005 im Bayreuther Nationalarchiv der Richard-Wagner-Stiftung. Dieses Institut residiert im so genannten Siegfriedhaus, einem Anbau der Villa Wahnfried, und verwaltet die schriftlichen Hinterlassenschaften des weitverzweigten Wagner-Clans. Nach einer langen und ermüdenden Zugfahrt – Bayreuth ist heute wie zu Cosimas Zeiten nicht an das Schnellbahnnetz an-

geschlossen – erreichte ich mein Ziel, ging zu Fuß durch das schmucke Städtchen zum »Siegfriedhaus«, wo ich von der Archivarin Kristina Unger freundlich begrüßt wurde. Kurze Zeit später lernte ich Dr. Sven Friedrich kennen: »Na, da haben Sie sich ja auf etwas Schönes eingelassen!«, rief mir der Archivleiter ironisch-sarkastisch entgegen.

Was Dr. Friedrich meinte, dämmerte mir bereits am Ende des ersten Arbeitstages. Das Hauptproblem einer Biographie Cosima Wagners besteht nicht etwa in einem Mangel an Quellen, was 75 Jahre nach Cosimas Tod vielleicht zu erwarten gewesen wäre, sondern im kompletten Gegenteil. Das Wagner-Archiv ist – bildlich gesprochen – bis unter die Decke angefüllt mit Dokumenten. Die 1837 geborene Cosima gehörte einer Generation an, die ohne das Telefon als Massenkommunikationsmittel aufgewachsen war. Erst Mitte der 1880er Jahre wurden Telefonleitungen zwischen größeren deutschen Städten wie Berlin und Hamburg verlegt, in kleinen Nestern wie Bayreuth meldete sich das Fräulein vom Amt Jahre später. Mit anderen Worten: Wer damals etwas mitteilen wollte, griff zu Papier und Feder, in dringenden Fällen gab man ein Telegramm auf. So kommt es, dass im Bayreuther Archiv Tausende Briefe an Cosima und ihre Familie überliefert sind.

Im Laufe der Zeit kamen durch Ankäufe und Schenkungen aber auch unzählige Schriftstücke aus der Feder der Wagners nach Bayreuth zurück. Einige Beispiele für die Anzahl an Schriftstücken allein aus dem Familienumfeld:

| | |
|--|------|
| Cosima an Hans von Bülow | 37 |
| Cosima an ihre Tochter Eva Chamberlain | 167 |
| Cosima an ihre Zofe Dora Glaser | 156 |
| Cosima an ihren Vermögensverwalter Adolf von Groß | 491 |
| Cosima an ihre Tochter Daniela Thode | 268 |
| Cosima an ihren Sohn Siegfried Wagner | 220 |
| Siegfried Wagner an seine Schwester Daniela Thode | 418 |
| »Wahnfried« (ein von Cosima verwendetes Pseudonym) | |
| an Daniela Thode | 2078 |
| Briefe und Telegramme zu Cosimas 90. Geburtstag | 238 |
| Briefe und Telegramme zum Tod Cosimas | 1380 |

Diese Aufzählung ließe sich beliebig fortsetzen. Von besonderer Bedeutung ist der Nachlass von Cosimas Schwiegersohn Houston Stewart Chamberlain, der ebenfalls in Bayreuth aufbewahrt wird. Dort fand ich völlig unausgewertete Briefe und Tagebücher, die ein ganz neues Licht auf Chamberlains dubiose Machenschaften werfen. Darüber hinaus entdeckte ich während meiner Recherchen in anderen Archiven weitere – mitunter brisante – Papiere. Die ausführliche Korrespondenz rund um den so genannten Beidler-Prozess galt bislang als verschollen und konnte im Nachlass von Isolde Beidlers Rechtsanwalt Siegfried Dispeker ausfindig gemacht werden. Aber auch die Hinterlassenschaft von Cosimas Leibarzt Ernst Schweningen im Bundesarchiv Berlin birgt erstaunliche Dokumente.

Alles in allem ruhen in diesen Archiven unzählige Schätze, die – merkwürdig genug – von Cosimas Biographen bislang kaum beachtet wurden. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Diejenigen, die in den zwanziger und dreißiger Jahren die ersten Lebensbilder zeichneten, konnten häufig nur das bringen, was ihnen vom Wagner-Clan diktiert wurde. Kritische Quelleneditionen lagen noch nicht vor, und Cosimas Papiere standen der freien Wissenschaft nicht zur Verfügung. Zwar erhielten die schriftstellernden Lieblinge der Familie Zugang zum Archiv, doch geschah dies völlig willkürlich nach Gutdünken. Richtig ist aber auch, dass jene Autoren damals an einer ausgewogenen Auseinandersetzung kaum interessiert waren, ging es ihnen doch vielmehr um eine Verherrlichung der Familie Wagner. So entstanden Lebensbilder, die sich durch eine bizarre Verklärung auszeichnen.

Als Paradebeispiel einer undifferenzierten und sprachlich lachhaft geschwollenen und zopfigen Darstellung gilt Richard Du Moulin Eckarts 1929 erschienene Cosima-Biographie. In zwei dickleibigen Bänden mit insgesamt gut 2000 Seiten stilisiert der Graf seine Heldin – die »Meisterin«, die »hohe Frau«, die »einzige Frau«, die »Hüterin des Grals« – fast zur Heiligen. Das Vorwort endet mit dem bezeichnenden Satz: »Gott schütze Wahnfried und Bayreuth!« Damit ist über die wissenschaftliche Seriosität dieses Wälzers schon alles gesagt. Richard Du Moulin Eckarts Linientreue wurde ihm allerdings schlecht gelohnt, musste er sich doch nach Erscheinen seines Werkes

von Cosimas Tochter Eva vorwerfen lassen, dass er noch nicht genug Weihrauch zum Wohle der Wagners verbrannt habe.

Nicht besser steht es um Ilse Lotz' und Max Millenkovich-Morolds Bücher aus den Jahren 1935 beziehungsweise 1937. Beide sind dem nationalsozialistischen Zeitgeist verpflichtet, und in beiden trieft es nur so vor rührseliger Sentimentalität. Ilse Lotz bezeichnete ihre Veröffentlichung als »Lebensroman einer deutschen Frau«, womit sie Cosimas französische Abstammung geflissentlich unter den Teppich kehrt. Die Protagonistin wird zur deutschnationalen Übermutter aufgebaut und den Leserinnen in Hitlers Deutschland als Vorbild empfohlen. Alle diese Schnulzen sind natürlich längst vergriffen, längst vergessen. Eine Ausnahmestellung unter den frühen Cosima-Arbeiten nehmen Franz Wilhelm Beidlers Texte über seine Großmutter Cosima Wagner ein. Zwar gewährte man ihm schon gar nicht den Zugang zum Bayreuther Archiv, gleichwohl setzte er viele gedruckte Quellen in das richtige Verhältnis zueinander und zeichnete so überzeugende Charakter- und Zeitbilder.

In den ersten Jahrzehnten nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs blieb die Bayreuther Quellenlage für Publizisten und Wissenschaftler gleichbleibend frustrierend. Wer das Wagner-Archiv benutzen wollte, musste sich mit der Familie und insbesondere mit der gefürchteten Wahnfried-Archivarin Gertrud Strobel gut stehen. Noch Anfang der 1970er Jahre wurde ein französischer Musikwissenschaftler von Frau Strobel nach Hause geschickt – verbunden mit dem Hinweis, dass er wiederkommen könne, wenn Elsass-Lothringen wieder zu Deutschland gehöre. Diese deutschnationale Geschäftspolitik begann sich erst langsam zu ändern, als Winifred Wagner im April 1973 das Festspielhaus, die Villa Wahnfried sowie das Archiv an die Stadt Bayreuth abgab, die ihrerseits alles auf eine neugegründete Richard-Wagner-Stiftung übertrug. Der Handel brachte den Erben die stattliche Summe von 12,4 Millionen DM ein. Das Archiv war nun eine Institution des öffentlichen Rechts, und als Gertrud Strobel drei Jahre später in den Ruhestand trat, wurde von Benutzern kein Beweis ihrer politischen Gesinnung mehr gefordert. Der Zugang zu den Beständen ist seitdem öffentlich-rechtlich geregelt, was von Wissenschaftlern begrüßt wurde.

Als Erstes erschien 1978 der Briefwechsel von Cosima Wagner und Richard Strauss im Druck, zwei Jahre später veröffentlichte der Theaterwissenschaftler und Bayreuth-Spezialist Dietrich Mack unter dem Titel »Das zweite Leben« einen Band mit gut 350 Cosima-Briefen. 1996 folgte schließlich die Edition der Korrespondenz von Cosima Wagner und König Ludwig II. Doch auch jetzt arbeiteten Cosimas Biographen keineswegs im Bayreuther Archiv. Dies gilt beispielsweise für die französische Journalistin Françoise Giroud, deren Cosima-Buch 1998 in einer deutschen Ausgabe auf den Markt kam. Auf gerade einmal 192 Seiten handelt die Autorin ein über neunzigjähriges Leben ab. Eine gründliche Darstellung ist ihre Sache nicht. »Hier ins Detail zu gehen wäre nur ermüdend«,⁴ wird dem neugierigen Leser an einer Stelle aufgetischt. Ganz ähnlich werden auch Cosimas Antisemitismus sowie das verhängnisvolle Wirken ihres Schwiegersohns Houston Stewart Chamberlain diskutiert. Giroud begnügt sich mit der Feststellung, Chamberlain sei »Historiker« gewesen, und tut dessen Buch »Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts« als »ein wenig wahnhaft« ab. Und weiter: »Recht ansehnlich, elegant in englisches Tuch gekleidet, kann er auch noch schön reden.«⁵ Auf diesem Niveau findet die Auseinandersetzung mit einem der einflussreichsten Rasseideologen des 20. Jahrhunderts statt. Das Wagner-Archiv scheint Madame Giroud jedenfalls nie betreten zu haben.

Im vergangenen Jahr erschien schließlich Joachim Köhlers Roman »Ich, Cosima«. Der Autor bezeichnet sein Werk als eine »fiktive Lebensbeichte«, was den Charakter der Schrift trifft. Bereits der Titel ist verfehlt: Wenn überhaupt, dann hätte Cosima ihre Lebensbeichte »Er, der Meister« genannt.

Alle Cosima-Biographien, so unterschiedlich sie auch sind, haben einen – allerdings entscheidenden – Nachteil: die lückenhafte Quellenbasis. Woher die Autorinnen und Autoren ihre Informationen beziehen, bleibt in der Regel ihr Geheimnis. Für mich war also von Anfang an klar, dass ich keine weitere Saga über Cosima schreiben wollte, sondern eine historisch fundierte Biographie, die möglichst weitgehend auf Originalquellen aufbaut. Insgesamt verbrachte ich mehrere Monate im Wagner-Archiv, in deren Verlauf ich tief in Cosimas Leben eintauchte. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muss ich aber auch

eingestehen, dass der Bayreuther Quellenreichtum eine Kehrseite hat. Wenn man als Biograph nicht vom Hundertsten ins Tausendste geraten will und wenn das Buch, das man zu schreiben beabsichtigt, keinen monumentalen Umfang annehmen soll, muss man den Mut zur Auswahl haben. Mir ging es daher nicht um das Zitieren möglichst vieler Quellen, sondern um eine wirklichkeitsgetreue Darstellung, die auch für Nicht-Wagnerianer verständlich und natürlich auch spannend ist.

Die ausgewerteten Dokumente erzählen das Leben einer streitbaren und übrigens auch in der Wagner-Gemeinde trotz aller Verehrung nicht unumstrittenen Frau, ergänzen und pointieren die Biographien anderer Zeitgenossen und lassen Cosimas Geschick als Strippenzieherin hinter den Kulissen erkennen. Bereits die junge Frau von Bülow war eine gewiefte Taktiererin, die über einigen gesellschaftlichen Einfluss verfügte. Sie pflegte Umgang mit gekrönten Häuptern wie König Ludwig II. von Bayern und Kaiser Wilhelm II., verkehrte in den besten Häusern Europas und korrespondierte im Laufe ihres langen Lebens mit so illustren Persönlichkeiten wie Emma und Georg Herwegh, Hedwig und Ernst Dohm, Friedrich Nietzsche und Elisabeth Förster-Nietzsche, Heinrich von Stein, Gustav Mahler, Richard Strauss, Hermann Levi, Felix Mottl, Adolf von Hildebrand, Theodor Mommsen und Gerhart Hauptmann. Wir lernen aber auch die Hausfrau und Mutter Cosima kennen, die angesichts der Verschwendungssucht ihres Richard nicht selten zu verzweifeln schien, die eine liebevolle Mutter war und in der Erziehung ihrer Trabanten dennoch schlimme Fehler beging. Wenn Frau Wagner in späteren Jahren den Witwenschleier ablegte, erkennen wir eine humorvolle Dame, deren Lachen »ederschütternd« sein konnte, die gerne ein Gläschen Bier trank und ab und zu auch eine Zigarette rauchte.

Cosimas Leben berichtet aber auch vom Aufstieg eines machtvollen Clans. Es geht um Geld, sehr viel Geld, um den Alleinvertretungsanspruch auf ein Kunstwerk sowie um politischen Einfluss. Dass Bayreuth Anfang des 20. Jahrhunderts zu einem Mekka der Ultrarechten werden konnte, war die Folge einer politischen Tendenzverschiebung in der Wagner-Rezeption. Cosima stellte hierfür die Weichen – der Kult um Wagner wurde so zum Kult des aggressiven Deutschnationa-

lismus. Insofern fielen der Antisemitismus und die »Hitlerei« auch nicht erst in den 1920er Jahren sozusagen vom Himmel auf Bayreuther Boden. Brigitte Hamanns Buch »Winifred Wagner oder Hitlers Bayreuth« hat eine Vorgeschichte, die hier erzählt wird. Die Wagners wären nicht die Wagners, wenn es nicht auch viel um Getratsche, Streitereien und Intrigen gehen würde. Die Familie des »Meisters« war bereits damals immer für einen Skandal gut. Wir erfahren von einem Hund, der im Städtischen Krankenhaus operiert wurde, lesen von sexuellen Eskapaden, tückischen Erpressungsversuchen, Schweigegeldzahlungen, Selbstmorden, unehelichen Kindern, dubiosen Machenschaften und müssen schließlich mit ansehen, wie der Clan sich am Vorabend des Ersten Weltkriegs im Verlauf eines bizarren Gerichtsverfahrens nahezu selbst ruiniert. Kurzum: Die Lebensgeschichte der Cosima Liszt-Bülow-Wagner ist ganz große Oper. Vorhang auf für den ersten Akt.

Oliver Hilmes

Berlin, im Februar 2007

EINE KINDHEIT OHNE ELTERN
(1837–1855)

Années de Pèlerinage

Von allen Seiten bietet die Stadt Como eines jener anmutigen Landschaftsbilder, wie sie Italien einzig in ihrer Art an seinen nördlichen Seen, umrahmt von schönlinigen Bergen und üppiger Vegetation, so gestaltungsreich vorführt. Malerisch dehnt sich die Stadt in einem sanft geneigten Tal am Südrande des westlichen Armes des schönsten italienischen Sees aus, dem sie auch den Namen gab. Rings um das Ufer, sowie nordostwärts und nordwestwärts steigen mit Weinreben, Olivenhainen und Kastanienwaldungen bekleidete Höhen auf, bei goldnem Sonnenlicht in italienischer Pracht prangend.«¹ So beginnt »Bruckmanns illustrierter Reiseführer« über den Comer See. Franz Girard, der Autor jenes Büchleins, schwärmte 1910 von den gutmütigen und friedliebenden Einheimischen – »die Mädchen fast durchwegs graziös, die Männer ein sehr schöner Volksschlag«. Allerdings: »Der Schönheit der Frauen schadet oft die schwere Arbeit.«²

Zu den unzähligen Musikern, Künstlern und Literaten, die sich im Laufe der Zeit in den Comer See verliebten, gehörten auch der Komponist und Pianist Franz Liszt und seine Partnerin Marie d'Agoult. Das Paar erreichte den Lago Mitte August 1837. »Eine lange, von Platanen, Akazien, Linden und Kastanien gesäumte Allee führt nach Como«, schrieb Marie in ihren Memoiren. »Der See ist wunderbar schön.«³ In den folgenden Wochen erkundeten Franz und Marie nahezu das gesamte Süd- und Ostufer des Sees. In Blevio besichtigten sie die Villa Pliniana aus dem 16. Jahrhundert und in Bellagio die Villa Melzi mit ihrem imposanten Park. Es standen aber auch Ausflüge in das gut vierzig Kilometer entfernte Mailand auf dem Programm. Anfang September ließen sie sich schließlich »in vollkommener Einsam-

trat«, erinnerte sich Marie an jenen Wintertag, »war schon alles versammelt.« Franz Liszt werde auch kommen, versicherte die Gastgeberin Marquise Le Vayer. »Die Marquise sprach noch, als sich die Tür öffnete, und eine seltsame Erscheinung sich meinen Augen darbot. Ich sage Erscheinung, denn ein anderes Wort würde die außerordentliche Gemütsbewegung nicht wiedergeben, die mir der ungewöhnlichste Mensch, den ich jemals gesehen, verursachte.« Liszt war damals einundzwanzig Jahre alt und galt als pianistischer Hexenmeister. Tout Paris sprach über den Ausnahmemusiker, der in seiner ungarischen Heimat als Wunderkind begonnen und nach einer Station in Wien halb Europa erobert hatte. Ausgedehnte Konzerttourneen führten ihn bis nach England, und mit Bravourstücken wie seinem »Grand Galop Chromatique« provozierte er allenthalben wahre Beifallstürme und verdrehte insbesondere den Damen den Kopf. »Hochgewachsen und überschlang«, beschrieb Marie ihren ersten Eindruck, »ein bleiches Antlitz, mit großen meergrünen Augen, in denen plötzlich Lichter aufblitzen konnten, als träfe ein Strahl die Welle; leidende und doch gebietende Züge, unsicherer Gang, der mehr dahinglitt als schritt; zerstreute, unruhige Miene, wie die eines Phantoms, das jeden Augenblick in die Finsternis abgerufen werden kann.« Als Marie in der Nacht nach Hause kam, konnte sie lange nicht einschlafen – »und seltsame Träume suchten mich heim«. ⁸ Hatte sie sich in Franz verliebt?

Marie d'Agoult's Familienverhältnisse sind etwas verwirrend – versuchen wir, sie zu ordnen. Sie entstammte der einflussreichen Frankfurter Dynastie der Bethmanns. Ihre Mutter Marie-Elisabeth war früh verwitwet und hatte in zweiter Ehe Alexandre Vicomte de Flavigny geheiratet. Drei Kinder gingen aus dieser Ehe hervor: Eduard, Maurice sowie am Silvestertag 1805 Marie Catherine Sophie – Cosimas Mutter. Aber auch der Vicomte starb früh – im Oktober 1819, da war Marie knapp vierzehn Jahre alt –, so dass das Mädchen zunächst bei ihrer strengen Großmutter Bethmann in Frankfurt am Main aufwuchs. Marie hasste die alte Dame. Zwei Jahre später schickte man sie auf die berühmte Schule von Sacré Cœur in Paris. Marie hatte nun Zutritt zu den besten Pariser Kreisen, und nicht wenige Herren machten der hübschen Demoiselle den Hof. Zu den Verehrern gehörte auch der 45-jährige Auguste Comte de Lagarde. Doch Marie konnte sich

nicht entscheiden, mehr noch, das Ende der Liebelei mit de Lagarde stürzte sie in eine schwere Krise. Paradox genug: Nach einigem Hin und Her beschloss nun die erst 21-Jährige, den Nächstbesten zu heiraten. Ihre Wahl fiel auf Charles d'Agoult. Der fünfzehn Jahre ältere Comte war Kavallerieoberst, hatte 1814 an Napoleons Schlacht von Nangis gegen die Russen teilgenommen und dort eine Verletzung erlitten; seitdem zog er ein Bein nach. Dennoch: Die Hochzeit mit Charles Comte d'Agoult fand im Mai 1827 in Paris statt. Im folgenden Jahr wurde die Tochter Louise geboren, zwei Jahre später – im August 1830 – erblickte Claire Christine das Licht der Welt. Was immer Marie für ihren Mann empfunden haben mag – eine Liebesheirat stellte das Bündnis nicht dar. »Vom Tage meiner Hochzeit an hatte ich keine glückliche Stunde«,⁹ notierte Marie in ihrer Autobiographie. Das ahnte wohl auch ihr Mann, der noch vor der Trauung versprochen hatte, sie freizugeben, sollte Marie einmal das Ja-Wort bereuen.

Auf diese nach sechsjähriger Ehe vielfach frustrierte und melancholische Frau von 27 Jahren traf nun – im Januar 1833 – der 21 Jahre junge, gutaussehende und faszinierende Franz Liszt. Nach einigen Monaten sind sie ein Liebespaar. Im März 1835 beschlossen sie, Paris zu verlassen, war doch zu befürchten, dass die Liaison einen gesellschaftlichen Skandal provozieren könnte. Vor ihrer Abreise nach Basel schrieb Marie ihrem Ehemann Charles d'Agoult einen Abschiedsbrief: »Ihr Name wird nie meine Lippen verlassen, es sei denn, er wird mit dem Respekt und der Achtung geäußert, die Ihre Persönlichkeit verdient. Was mich anbetrifft, bitte ich nur um Ihr Schweigen angesichts der Welt, die mich mit Beleidigungen überwältigen wird.«¹⁰ Zweifellos: Maries Entscheidung verlangte viel Mut. Für eine »Grande Dame« aus besten Kreisen bedeutete dieser Schritt mehr als ein waghalsiges Abenteuer. Ohne Rücksicht auf die gesellschaftlichen Konventionen ihrer Familie sagte sie der Welt des französischen Adels adieu. Charles d'Agoult erwies sich als Gentleman – er hielt sein Ehrenwort und gab Marie frei. Der Comte kümmerte sich um die nun vierjährige Tochter Claire Christine (Louise war im Dezember 1834 gestorben) und zog sich auf den Familiensitz Château de Croissy zurück.

In Genf, wohin Franz Liszt und seine Geliebte Mitte 1835 über-

siedelten, wurde am 18. Dezember die erste gemeinsame Tochter Blandine-Rachel geboren. Im Geburtsregister erscheint Catherine-Adélaïde Méran als Mutter des Kindes.¹¹ Hinter dieser Dame sowie zwei Jahre später bei Cosimas Geburt hinter Caterina de Flavigny versteckte sich natürlich Marie d'Agoult. Diese Heimlichkeiten waren nötig, um Marias Ehebruch zu verschleiern. Der Vater Liszt erkannte die Mädchen offiziell als seine Kinder an, was sich allerdings für die Zukunft als folgenschwer erweisen sollte.

Liebesleid

Blandine wurde unmittelbar nach ihrer Geburt einer Amme übergeben und wechselte einige Monate später in die Obhut eines Genfer Pastors, wo die Kleine die nächsten drei Jahre verbringen sollte. Der Schwester blieb dieses Schicksal nicht erspart – auch Cosima wurde von einer Pflegemutter versorgt. Das Weggeben der Kinder im Säuglingsalter mutet uns heute herzlos an, man darf aber nicht vergessen, dass das damals in wohl-situierten Kreisen üblich war. Die Eltern führten ihr Leben unverändert fort. Franz spielte in den gut acht Jahren von 1839 bis 1847 über eintausend Konzerte, manchmal trat er drei bis vier Mal pro Woche auf. Von St. Petersburg bis Lissabon und von Glasgow bis Konstantinopel bereiste er das damalige Europa. Franz Liszt war ein Revolutionär: Er schuf nicht nur bahnbrechende Werke, die dem Klavier ganz neue Ausdrucksmöglichkeiten eröffneten, Liszt erfand auch gewissermaßen den Beruf des international agierenden Konzertpianisten. Als Erster spielte er von Bach bis Chopin das damals bekannte Klavierrepertoire – und zwar auswendig. Auch seine eigene Kompositionstätigkeit konnte sich sehen lassen. Allein im Jahre 1838 vollendete er drei bedeutende Sammlungen: jeweils die erste Version der »Grandes Études de Paganini« und der »Études d'exécution transcendante« sowie den größten Teil des Italien-Heftes der »Années de Pèlerinage«.¹² So sehr uns dies auch befremden mag: Im Grunde hatte er gar keine Zeit für seine Kinder.

Ende März 1838 ließen sich Franz und Marie in Venedig nieder. Während Liszt sich sofort in die Lagunenstadt verliebte, empfand

seine Partnerin nur Ekel und Abscheu. Alles missfiel ihr dort: Mal waren es die venezianischen Geschäfte, die angeblich nur Ladenhüter aus Paris im Sortiment hätten, mal waren es die Buchhandlungen, die gerade gut genug für Dienstmädchen seien. Ihr Schimpfen kannte keine Grenzen mehr: »In der Nacht macht mich ein Blumenstrauß, der auf einem Tische vergessen lag, krank.« Und weiter: »Ich fürchte manchmal, verrückt zu werden. Mein Hirn ist matt. Ich habe zuviel geweint ... Mein Herz und mein Gedächtnis sind ausgetrocknet. Das ist ein Leiden, das ich mit auf die Welt bekam. Die Leidenschaft hat mich einen Augenblick erhoben, aber ich habe keinen Willen zum Leben in mir...«¹³

Marie war nicht nur melancholisch, sie wurde regelrecht von Depressionen geplagt und laborierte zeitlebens an psychosomatischen Erkrankungen. Damit stand sie innerhalb ihrer Familie nicht allein. Auch ihre Halbschwester Augusta war psychisch instabil (sie beging später Selbstmord), womit der Hinweis auf jenes angeborene Leiden verständlich wird. Hinter Maries emotionalen Ausbrüchen versteckte sich aber auch eine tiefsitzende Unzufriedenheit mit ihrem Leben an Liszts Seite. Sie, die sich so sehr als des Komponisten Muse empfand, musste einsehen, dass sie genau das nicht war. »Sie sind nicht die Frau, die ich brauche«, hatte Franz ihr einmal gesagt. »Sie sind die Frau, die ich begehre.«¹⁴ Die Erkenntnis, dass sie in Liszts Leben nicht die von ihr gewünschte Rolle spielte, führte zu einer schmerzhaften Desillusionierung. Immer häufiger machte sie ihrem Partner Eifersuchtsszenen. Man hat den Eindruck, dass die Beziehung in eine Sackgasse geraten war.

In dieser schwierigen Zeit wurde Marie erneut schwanger. Das Paar übersiedelte nach Rom, wo am 9. Mai 1839 Franz und Maries Sohn Daniel zur Welt kam. Auch Blandines und Cosimas kleiner Bruder wurde einer Amme übergeben; erst mehr als zwei Jahre später – im Winter 1841 – sahen die Eltern ihr Kind wieder. In den Monaten nach Daniels Geburt pendelten Franz Liszt und Marie d'Agoult ungestört durch Italien – Lucca, San Rossore und Pisa waren Stationen ihrer Reise. In Florenz trennten sie sich: Franz fuhr über Triest zu Konzerten nach Wien, Marie zog es derweil in Begleitung ihrer Töchter über Genua nach Paris. Zum ersten Mal seit Monaten verbrachte sie wieder

Zeit mit den Kleinen. Blandine («Mouche») sah Marie ähnlich, während Cosima die Konturen des Vaters (insbesondere dessen prägnante Nase) geerbt hatte. Zwar gleiche Cosima »Zug für Zug der bezaubernden Mouche«, versicherte sie Franz Liszt, »nur ist sie viel weniger schön und vor allem weniger vornehm. Die Erziehung ist die gleiche. Die Amme sagt, man muß ihr sofort alles geben, was sie haben will, oder sie würde umkommen! Ich will mich bemühen, ihr beizubringen, anders zu leben.«¹⁵

In der Seine-Metropole mietete die Comtesse d'Agoult im Dezember 1839 eine großzügige Wohnung in der Rue Neuve-des-Mathurins. Das neue Domizil war mit zwei Empfangsräumen, einem großen Salon, einer Bibliothek sowie Platz für mehrere Dienstboten standesgemäß ausgestattet. »Bei meiner Rückkehr nach Paris hatte ich keinerlei feste Pläne«, erinnerte sich Marie. Über vier Jahre waren seit ihrer fluchtartigen Abreise vergangen – wie sollte sie sich ihren Angehörigen gegenüber verhalten? »Der Wunsch, das Leid, das ich zugefügt, wiedergutzumachen und nach besten Kräften den Kummer, den ich verursacht, zu lindern, war in mir sehr stark.«¹⁶ Dabei dachte sie weder an eine Rückkehr in den Schoß der Familie, geschweige denn daran, den Comte d'Agoult um Verzeihung zu bitten. Dieses Schuldbekenntnis wäre einer stolzen Frau wie Marie nicht über die Lippen gekommen. Sie wollte ihr Leben in die eigenen Hände nehmen. Das klang bereits nach einer Trennung von Liszt, wenn auch der endgültige Bruch erst einige Jahre später – im Mai 1844 – erfolgen sollte.

Mit der vorsichtigen Wiederannäherung an die Flavignys war auch eine Rücksichtnahme auf deren aristokratische Gepflogenheiten sowie auf die öffentliche Meinung verbunden. Madame de Flavigny – Maries Mutter – wollte auf gar keinen Fall mit den drei unehelichen Kindern in Verbindung gebracht werden. Für die Comtesse existierten Blandine, Cosima und Daniel schlichtweg nicht. »Sprechen Sie nicht von Blandine, wenn meine Mutter da ist«, bat Marie d'Agoult einmal den Dichter Georg Herwegh. »Sie protestiert durch ihr hartnäckiges Schweigen gegen die Existenz dieser Kinder, und es macht ihr furchtbar zu schaffen, wenn davon die Rede ist.«¹⁷ So viel ist klar: Maries Neuanfang in Paris konnte unter diesen Voraussetzungen nur ohne ihre Sprösslinge erfolgreich sein. Doch wer sollte sich um die Kleinen

kümmern? Liszt spielte kurzzeitig mit dem Gedanken, mit seiner eigenen Mutter Anna und den Kindern zusammenzuziehen, »da Mme d'A. selbst ein unmöbliertes, ihr genehmes Appartement suchen will, das sie allein bewohnen wird.«¹⁸ Es kam anders. Da Franz aufgrund seiner internationalen Konzertverpflichtungen die meiste Zeit sowieso nicht in Paris sein würde, blieb Daniel nach wie vor in Rom, während Blandine und Cosima zu ihrer Großmutter Anna Liszt zogen. Marie d'Agoult war mit dieser Wendung absolut nicht einverstanden. »Morgen werden sie [die Kinder] bei Ihrer Mutter schlafen«, schrieb sie Mitte November an Liszt. »Mouche ist begeistert; ich höchst betrübt.«¹⁹ Der Vater hielt derweil entgegen: »Wie ich Ihnen schon sagte, ich bin ganz und gar der Meinung, dass die Mouches bei meiner Mutter erzogen werden sollen. In diesem Punkt ist nicht zu schwanken.«²⁰ Marie fand sich mit dieser Regelung zähneknirschend ab, nicht ohne in den Briefen an ihren Partner mitunter hämisch über dessen Mutter zu schimpfen. Anna Liszt sei dumm und ordinär, überhaupt sei es unter Maries Würde, mit einer Frau wie Anna Kontakt haben zu müssen. Sie wünsche sich nichts sehnlicher, ereiferte sich Marie beispielsweise im Januar 1841, als ihr die Kinder so bald wie möglich wegzunehmen. Es sei eine »idée fixe« und geradezu absurd, »zwei Frauen wie sie und mich zusammenleben zu lassen.«²¹

Wer war diese Frau, die in den folgenden Jahren zur wichtigsten Bezugsperson der Kinder werden sollte? Nach dem frühen Tod ihres Mannes Adam im August 1827 hatte sich die 39-Jährige in Paris niedergelassen, um sich ganz ihrem einzigen Sohn Franz zu widmen. Frau Anna, die Tochter eines Bäckers aus Krems, hatte in ihrer österreichischen Heimat als Kinder- und Zimmermädchen gearbeitet. Sie war eine einfache Frau, die mit der deutschen Sprache bereits genug Probleme hatte und nun Französisch lernen musste. Umso erstaunlicher ist es, wie gut sie sich in Paris zurecht fand. Mit großer Hingabe und ebensolchem Geschick erfüllte sie die gesellschaftlichen Pflichten der Madame Liszt. Wenn ihr Franz sich wieder einmal auf Konzertreisen befand, regelte Anna Liszt seine Geschäfte: Sie empfing wichtige Besucher, korrespondierte mit Verlagen, bezahlte Rechnungen und erledigte alle möglichen Aufträge und Besorgungen.

Rückblickend muss man es als Glücksfall bezeichnen, dass Co-

sima und Blandine Ende 1839 in die Obhut Anna Liszts wechselten. Franz Liszt und Marie d'Agoult – die leiblichen Eltern – wussten im Grunde nicht, was sie mit ihren Töchtern anfangen sollten, und fielen als Bezugspersonen aus. Frau Anna liebte ihre Enkel, und sie war es, die den Kindern zum ersten Mal so etwas wie Mutterliebe entgegenbrachte. Die Zeit bis Ende 1850, als die Schwestern von ihrer Großmutter getrennt wurden, waren wohl die schönsten Jahre ihrer Kindheit. Bei den vielen Gefechten, die sich Franz und Marie um das angebliche Wohl ihrer Sprösslinge lieferten, scheint Anna Liszt die einzige Verbündete der Kleinen gewesen zu sein. Ihre Wohnung in der Rue Pigalle und später in der Rue Louis-le-Grand wurde so zum ersten richtigen Zuhause. Franz Liszt kam für die Erziehung und den Lebensunterhalt seiner Kinder alleine auf, während Madame d'Agoult keinen Franc beisteuerte. Regelmäßig schickte er seiner Mutter größere Geldsummen, so dass es wenigstens in finanzieller Hinsicht an nichts mangelte.

Franz und Marie sahen sich nur noch selten. Zwar verbrachte das Paar in den Jahren 1841 bis 1843 die Sommerferien gemeinsam auf der Rheininsel Nonnenwerth bei Bonn, gleichwohl befand sich die Beziehung der beiden zweifellos in der Auflösung. Es war ein schleichender Prozess, der sich bis 1844 hinzog und von beiden Seiten mit Irritationen und Eifersüchteleien angefacht wurde. Es verwundert also nicht, dass in der nach wie vor umfangreichen Korrespondenz zunehmend schrille Zwischentöne laut wurden. Marie baute ihren Pariser Salon derweil zu einem Treffpunkt von linken Literaten und republikanischen Politikern aus: Schriftsteller wie Victor Hugo, Eugène Sue, Alphonse de Lamartine, Charles Augustin Sainte-Beuve oder Georg Herwegh waren häufig bei ihr zu Gast. Zu den regelmäßigen Besuchern in der Rue Neuve-des-Mathurins gehörte auch der englische Diplomat und Schriftsteller Henry Georg Bulwer, Lord Lytton. Marie gefiel es offensichtlich, dass der feinsinnige Lord ihr den Hof machte. An Liszt in Wien schrieb sie: »Gestern abend Monsieur Bulwer. Wieder Monsieur Bulwer! Immer Monsieur Bulwer. Er scheint sich sehr gut mit mir zu amüsieren.«²² Einige Wochen später bat sie Franz sogar um »une petite permission d'infidélité«. Liszt schien Maries Spiel zu durchschauen: »Sie bitten mich um die Erlaubnis zu einer Un-

treue! Liebe Marie, Sie sagen mir aber keinen Namen, ich vermute, dass es Bulwer ist. Doch kommt es darauf nicht an.« Und weiter: »Ich will und liebe es, dass Sie immer Ihre ganze Freiheit haben, denn ich bin überzeugt, dass Sie sie immer vornehm, behutsam gebrauchen werden, bis zu dem Tage, wo Sie mir sagen werden: Dieser oder jener Mann hat kraftvoller gefühlt, inniger verstanden als Sie, was ich bin und sein kann; bis zu diesem Tage wird von Untreue nicht die Rede sein, und nichts, absolut nichts, wird sich zwischen uns ändern.«²³

Marie ging es im Grunde gar nicht um einen Seitensprung mit Bulwer – sie bluffte vielmehr und wollte Franz eifersüchtig machen. Hatte er ihr mit seiner diplomatischen Antwort zunächst den Wind aus den Segeln genommen, legte sie kurz darauf nach. »Bulwer hat mich gestern ernsthaft darum gebeten«, schrieb sie Ende Februar 1840 an Liszt, »die Kleine [Blandine] adoptieren zu dürfen.«²⁴ Franz wies diese absurde Idee natürlich weit von sich, doch Marie ließ nicht locker. Sie sei überzeugt, »dass er mich mit aller Selbstlosigkeit liebt, die möglich ist.«²⁵ Und an anderer Stelle schrieb sie über die Besucher ihres Salons: »Alle diese Männer sind mehr oder weniger verliebt in mich. [...] Wird Ihnen das sehr schmerzlich sein?«²⁶ Keine Frage: Marie spielte mit ihrem Partner. Es war der verzweifelte Versuch, auf die eigene missliche Situation aufmerksam zu machen.

Zu den Männern, die »mehr oder weniger« in die Comtesse d'Agoult verliebt waren, gehörte wohl auch der einflussreiche Verleger Émile de Girardin; durch ihn sollte Maries Leben eine entscheidende Wendung erfahren. Girardin schlug ihr vor, regelmäßig in seiner Zeitung »La Presse« zu veröffentlichen. Als Marie ihm ein von ihr verfasstes Feuilleton über eine Kunstaussstellung in der École des Beaux Arts übergab, zeigte sich Girardin von dieser Kostprobe begeistert. Was immer sie schreiben wolle – er würde es drucken. Marie fühlte sich geschmeichelt, lehnte aber zunächst ab, da sie ihrer Familie nicht noch mehr Unannehmlichkeiten bereiten wollte. »Wenn ich in den Zeitungen kritisiert werde«, hielt sie ihrem Mentor entgegen, »möchte ich nicht, dass jemand verpflichtet sei, mich mit seiner Ehre zu verteidigen.«²⁷ Émile de Girardin hatte auch für dieses Problem eine Lösung: Sie solle – so sein Vorschlag – ihre Artikel unter einem Pseudonym veröffentlichen. Ein passender Deckname war schnell gefun-

den: Daniel Stern. Mit der Wandlung von Marie d'Agoult zu Daniel Stern begann eine beeindruckende publizistische Karriere. Ihr brillanter und mitunter scharfer Schreibstil traf den Ton der Zeit. Die »Historikerin« Daniel Stern schuf mit der dreibändigen »Histoire de la révolution« für Jahrzehnte ein Standardwerk, das auch heute noch lesenswert ist.

Von Bedeutung ist auch der 1844 vollendete Roman »Nélida«, wenn auch aus ganz anderen Gründen. Jenes Buch besiegelte das Ende der Beziehung von Marie d'Agoult und Franz Liszt. Die Entstehungsgeschichte des Romans, dessen Titel ein Anagramm des Namens Daniel ist, hängt mit einer Frau zusammen, die im Grunde kaum der Rede wert gewesen wäre – Lola Montez. Liszt traf die 26-jährige Tänzerin Ende Februar 1844 in Dresden. Der Name Lola Montez war ein Phantasieprodukt, denn eigentlich hieß die junge Frau Marie Dolores Eliza Rosanna Gilbert. Überhaupt erscheint alles an dieser Person unecht. Sie, die sich gerne als Inbegriff einer heißblütigen spanischen Tänzerin gerierte, wurde in Wahrheit in Irland geboren. Und ob sie eine ernstzunehmende Künstlerin war, darf aufrichtig bezweifelt werden. Man tut Lola Montez wohl kaum Unrecht, wenn man sie als Abenteurerin bezeichnet. Wie auch immer: Im Frühjahr 1844 trat sie in Dresden auf und traf dort Franz Liszt. Offensichtlich hatte sie es auf den weltberühmten Pianisten abgesehen, hoffend, dass ihre eigene Karriere von der Bekanntschaft mit Liszt profitieren könnte.

Was immer sich zwischen den beiden abgespielt haben mag – es war wohl nicht mehr als ein beiläufiges Tête-à-Tête. Die angebliche Liaison der verruchten Tänzerin und des Halbgottes am Klavier erfüllte alle Voraussetzungen für einen pikanten Skandal. Zahlreiche Gerüchte waberten durch die Salons: Die Montez sei Liszts Mätresse, sie begleite ihn auf seiner Tournee, er habe ihr sogar ein Engagement an der Pariser Opéra verschafft. Als Marie d'Agoult dies hörte, hatte sie genug, sie schien dem Gerede Glauben zu schenken. Liszt kam Anfang April 1844 in Paris an – man traf sich, stritt sich, und die Situation schien völlig verfahren. Was er noch nicht wusste: Zu diesem Zeitpunkt arbeitete Marie bereits seit gut sechs Monaten an »Nélida«, im Sommer konnte sie das Manuskript abschließen. Der »Fall Lola Montez« war also nicht der äußere Anlass für die Entstehung des

Romans, sondern stellte vielmehr eine Art Katalysator dar; im Grunde gäbe es ja schon lange zwischen Franz und Marie.

»Nélida« wurde immer wieder als autobiographischer Roman bezeichnet, in Wahrheit gründete die Handlung weit weniger auf Tatsachen, sondern entsprang größtenteils der Phantasie und dem Wunschdenken der Autorin. Es ist fraglich, ob die Geschichte der Protagonisten Nélida de la Theiellaye und Guermann Regnier zu Mariés besten literarischen Arbeiten zählt. Daran zweifelte bereits der Dichter Pierre-Jean de Béranger, der als einer der Ersten die fertige Erzählung las. Er riet von einer Veröffentlichung ab. »Einige Personen werden sich wiedererkennen«, redete er Marie ins Gewissen. »Man wird sagen, Sie hätten Porträts gezeichnet.« Marie ließ sich von diesen Einwänden nicht beirren: »Ich hatte ein vielleicht blindes, aber fast unwiderstehliches Bedürfnis, aus der Einsamkeit meines Herzens und Geistes herauszutreten, denn schon mehr als einmal hatte ich an Selbstmord gedacht. Ich mußte aus mir herausgehen, mußte meinem Leben einen neuen Gehalt geben.«²⁸ Was sie als »unwiderstehliches Bedürfnis« beschrieb, war genau genommen der Wunsch, sich an ihrem langjährigen Partner zu rächen. Marie konnte es Liszt nicht verzeihen, dass er sie nicht als Muse und Inspirationsquell empfand, dass seine künstlerische Tätigkeit offensichtlich nicht auf sie angewiesen war. In einer der Schlüsselszenen klagt die Autorin den Maler Guermann Regnier, der überdeutliche Züge Franz Liszts trägt, der künstlerischen Impotenz an. Diese Episode entlarvt Mariés Komplexe und Frustrationen: In ihren Augen war Franz künstlerisch impotent, weil er ihre Inspiration verschmähte. Liszt reagierte auf die abgeschmackte Abrechnung seiner einstigen Geliebten nach außen erstaunlich gelassen und erwiderte lakonisch, er habe nie beabsichtigt, Maler zu werden. Dass Mariés Frontalangriffe ihn dennoch verletzten, darf angenommen werden. Das Tischtuch zwischen den beiden war zerschnitten.

Glückliche Jahre

Die Neuigkeiten von den Kindern, die Sie mir in Lyon gegeben haben, machen mir großes Vergnügen«,²⁹ schrieb Franz Liszt Anfang August 1844 aus Nîmes an seine Mutter Anna. Liszt hatte gut drei Monate zuvor eine ausgedehnte Konzerttournee angetreten, die ihn durch Südfrankreich über Spanien bis nach Portugal führte. Dass es neun Jahre dauern sollte, bis er seine Kinder erneut sah, konnte er sich zu dieser Zeit wohl kaum vorstellen. Der Vater fiel als Bezugsperson also wieder einmal aus. Doch wie sollte es weitergehen – gerade jetzt, nach der endgültigen Trennung der Eltern? Die achtjährige Blandine war nun alt genug, eine regelmäßige Schulausbildung zu beginnen. Ab 1844 besuchte sie das schicke Mädchenpensionat der Madame Louise Bernard und ihrer Tochter Laure in der Rue Montparnasse. Madame Bernard galt als ausgezeichnete und liebevolle Pädagogin. Sie brachte ihren Zöglingen all das bei, was zukünftige Mitglieder der feinen Pariser Gesellschaft wissen und beherrschen mussten. Lektürestunden standen ebenso auf dem Lehrplan wie Deutsch- und Englischunterricht, Einführungen in die Geschichte bis hin zu literarischen Ausflügen in die griechische Tragödie. »Gestern war ich bei blandin [!] mit Cosima«, ließ Anna Liszt ihren Sohn wissen, »Es macht ihr unendlich Freude wenn Sie uns sieht.«³⁰

In der ersten Zeit nach der Trennung von Marie d'Agoult war Liszt den Kindern zuliebe an einem guten Auskommen mit seiner einstigen Partnerin gelegen. Er sei bemüht, »so weit wie möglich alle Reibereien auf dieser Seite zu vermeiden«, versicherte er seiner Mutter. »Früher oder später nehmen die Dinge die Richtung, die sie haben müssen; was die Gegenwart betrifft, muß man sich nur in Geduld fassen.«³¹ Einige Wochen später hörte er von dem Gerücht, »daß Mme d'A. zu ihrem Gatten zurückkehren wolle«. Dazu kam es zwar nicht, gleichwohl fiel Franz zunächst ein Stein vom Herzen, denn als Folge der Rückkehr zu Charles d'Agoult hätte Marie ganz auf die Kinder verzichten müssen. »Dieses Arrangement paßt mir, es könnte nicht besser sein und erscheint mir das einzig Vernünftige. Früher oder spä-

ter mußte das so kommen – und die Frage meiner Kinder würde sich äußerst vereinfachen.«³²

Seine Kinder? Blandine, Cosima und Daniel waren unehelich geboren, Liszt hatte sie als seine Kinder anerkannt. Laut den geltenden französischen Gesetzen stand ihm somit das alleinige Sorgerecht zu. Wenn die Mutter zu dieser Zeit noch Anteil an der Erziehung der Kleinen nahm, verdankte sie dies genau genommen einem Entgegenkommen des Vaters – einen Rechtsanspruch besaß sie jedenfalls nicht. Diese Regelung funktionierte jedoch mehr schlecht als recht. »Die Erziehung der Kinder scheint mir für Sie eine Quelle unentwirrbarer Schwierigkeiten sein zu müssen«, hielt Liszt Marie vor. »Wenn Sie sich zudem zur Feindin aufwerfen, kann ich unmöglich zustimmen, sie wieder in Ihre Hände zurückzugeben.«³³ Die Comtesse d'Agoult antwortete nicht weniger unversöhnlich und machte ihm schwerste Vorwürfe, die darauf hinausliefen, dass er einer Mutter die »Früchte ihres Leibes« rauben wolle. »Von nun an, Monsieur, haben Ihre Töchter keine Mutter mehr; das ist, was Sie wollen.« Und weiter: »Eines Tages werden Ihre Töchter Sie vielleicht fragen: wo ist unsere Mutter? Und Sie werden antworten: es passte mir nicht, dass ihr eine habt.«³⁴ An anderer Stelle drohte Marie ihrem einstigen Geliebten, sie werde wie eine Löwin um ihre Kinder kämpfen. Vergebens. Marie zog sich zurück und sah Blandine und Cosima erst Anfang 1850 wieder.

Anna Liszt gingen die ständigen Streitereien sehr nahe. Sie machte sich große Sorgen, was aus ihren *petits-enfants* werden würde. »Blandine und Cosima sollen beide dort bleiben, wo sie sind«, beruhigte Franz seine Mutter, »die eine bei Mme Bernard und die andere bei Ihnen.« Sollte Marie die Kleinen dennoch zu sich nehmen wollen, »werde ich Gewalt mit Gewalt beantworten und nach Paris kommen, um alle drei entweder nach Köln oder anderswohin mitzunehmen. Aber ich hoffe, daß sie mich nicht dazu zwingen wird, zu diesem peinlichen äußersten Mittel zu greifen, und daß ihr ein Funken gesunder Menschenverstand zu Hilfe kommt.« Und überhaupt müsse Frau Anna – seine »Chère mère« – keine Angst vor den Blitzen aus der Rue Neuve-des-Mathurins haben – »sie töten keineswegs«.³⁵

Vorerst blieb also alles beim Alten, doch Mitte 1846 entschied Liszt, dass auch Cosima in das Institut der Madame Bernard eintreten sollte.

Die Großmutter war von dieser Idee zunächst ganz und gar nicht begeistert. »Sie lernt sehr schön zu Hause und hat gewiß noch nichts versäumt«, gab Frau Anna ihrem Sohn zu bedenken, der sich wieder einmal auf einer Konzerttournee – nun durch Ungarn – befand. »Sie ist immer *délicate* und wächst sehr«, was wohl auch Anna Liszts Kochkünsten zu verdanken war. In ihrem holprigen Deutsch berichtete sie, dass sie ihre achtjährige Enkelin mit Koteletts, Steaks und Lammkeulen verwöhnt. Kurzum: »Sie braucht nicht viel aber kräftiges Essen. Wenn du es aber durchaus wünschst daß ich Sie soll in die Pension geben im Monat Octobre, so gebe ich Sie aber ich glaube auch daß ich Sie bald krank zurück nehmen werde und daß Geld verworfen sein würde.«³⁶ Franz Liszt konnte die Bedenken zerstreuen, und so wechselte Cosima Anfang Oktober 1846 in Louise Bernards Obhut.

Nun begann also auch für seine jüngste Tochter der so genannte Ernst des Lebens. Cosima schien es in der Rue Montparnasse sehr zu gefallen, zumal die beiden Schwestern nach wie vor engen Kontakt zur geliebten Großmutter hielten. Die Wochenenden und die Schulferien verbrachten sie ohnehin bei Frau Anna, so dass sich im Grunde gar nicht viel änderte. Selbstverständlich spielte im Pensionat auch Musikunterricht eine wichtige Rolle. Da Cosima am heimischen Klavier Talent gezeigt hatte, sollte sie eine profunde Ausbildung erhalten. Als Mademoiselle Chazarin – die Musiklehrerin des Instituts – allerdings erfuhr, dass sie der Tochter des weltberühmten Franz Liszt Klavierstunden geben durfte, wurde sie nervös. Liszt reagierte überaus charmant und ließ ihr ausrichten, dass er volles Vertrauen zu ihr habe. An seine Mutter schrieb er: »Im übrigen ist es wirklich nicht nötig, einer so intelligenten Lehrmeisterin mit einem so ausgeprägtem Talent, wie Mademoiselle Chazarin, irgendeine Methode vorzuschreiben.«³⁷ Und Daniel? Liszts Jüngster war im Herbst 1841 nach Paris gekommen und hatte mit seinen Schwestern bei der Großmutter gewohnt. Ab Oktober 1846 erhielt er – als so genannter »Externer« – Privatunterricht von Monsieur Harlez. Zwei Jahre später trat er in dessen Pension ein und wurde auf den Besuch des renommierten Lycée Bonaparte vorbereitet.

Nach allem, was wir wissen, kann man Franz Liszt wohl kaum als »guten Vater« bezeichnen. Aber im Gegensatz zu Marie d'Agoult, die zur Erziehung nichts beisteuerte, ermöglichte er Blandine, Cosima

und Daniel eine hervorragende und auch kostspielige Ausbildung. Von seinen unzähligen Konzertreisen schickte er seiner Mutter immer wieder Geld – so auch im Februar 1847: »In etwa 14 Tagen werden Sie fünfzehntausend Francs erhalten, die ich nicht brauche, und zu meinem Namenstag werden Sie noch weitere zehntausend erhalten. – Dann machen wir eine Pause bis Ende des Herbsts, da ich wahrscheinlich all mein weniges Geld brauchen werde, um konvenabel über den Sommer zu kommen.«³⁸ Aber zu einer rundum glücklichen Kindheit gehört eben mehr, sehr viel mehr. Jahrzehnte später klagte Cosima, sie sei *seltensam enterbt in die Welt gekommen*,³⁹ was erahnen lässt, wie schwierig und wohl auch schmerzhaft die ersten Lebensjahre ohne Eltern gewesen sein müssen. Die kleinen Liszts empfanden ihren Vater als eine Art Naturereignis. *Von der Kindheit an*, erinnerte sich Cosima an anderer Stelle, *wo ich ihn vorbeistreifen sah, bis zum Ende war sein Eindruck auf mich der einer phantastisch sagenhaften Erscheinung*.⁴⁰ Die Wortwahl ist bezeichnend: Liszt war eine flüchtige Erscheinung, gewissermaßen ein »Komet«, der dann und wann am Horizont *vorbeistreifte* und ebenso plötzlich wieder verschwand. Keine Frage: Es war nicht leicht, die Tochter Franz Liszts und Marie d'Agoult zu sein.

In den Jahren der Trennung von 1844 bis 1853 machte Liszt einen weiten Bogen um Paris; offensichtlich wollte er seiner einstigen Geliebten aus dem Weg gehen. Zwar kündigte er in dieser Zeit immer wieder seinen Besuch in der Seine-Metropole an, was die Kinder in wahre Begeisterungstürme versetzte, doch kam es nie dazu. Auch Treffen außerhalb der Großstadt ließen sich nicht realisieren. Und so dauerte es insgesamt neun lange Jahre, bis das Wiedersehen mit dem Vater stattfinden konnte. Liszt nahm brieflich so gut es eben ging am Leben seiner Töchter und seines Sohnes Anteil. Er ließ sich vom Alltag bei Madame Bernard und Monsieur Harlez berichten, erkundigte sich nach den schulischen Leistungen und begann sogar die eine oder andere Diskussion über Bücher, die seine Sprösslinge gerade lasen.

Alles in allem war das Verhältnis der kleinen Liszts zu ihrem »cher père« recht förmlich und distanziert. Sie siezten ihn, ganz im Gegensatz zur Großmutter, die sie mit dem vertrauten »Du« anredeten. Solange sie denken konnten, war ihnen bewusst gewesen, dass der Vater

eine Weltberühmtheit ist. Sichtlich stolz schnitten sie Artikel und Bilder aus den Zeitungen aus und sammelten alles, was sie über ihn in die Finger bekommen konnten. Obwohl es dessen kaum bedurft hätte, hielt Anna Liszt ihre Schützlinge zusätzlich an, den Vater zu lieben und zu verehren. So verwundert es kaum, dass die Briefe der Kinder an Liszt recht wehevoll und schwerfällig wirken. *Ich danke Ihnen tausendmal dafür*, schrieb Cosima beispielsweise im Juni 1846, *dass Sie sich die Zeit genommen haben, mir einen so liebevollen Brief zu schreiben*.⁴¹ Gut ein Jahr später berichtete sie von ihren Fortschritten im Klavierspiel – sie übe momentan Carl Maria von Webers Walzer »Aufforderung zum Tanz«: *Das ist ein recht schweres Stück für mich, denn ich bin nicht sehr kräftig, aber ich werde mir Mühe geben, es ohne Fehler zu spielen*. Auch schulische Erfolge stellten ein beliebtes Korrespondenzthema dar: Sie sei jetzt in einer neuen Klasse, in der sie sich etwas mehr anstrengen müsse. Gleichzeitig hoffte Cosima, mehrere der beliebten Schulpreise nach Hause zu bringen, *denn das wäre eine Schande für mich, wenn ich keinen bekäme*.⁴²

Keine Frage: Das sind die Briefe einer Demoiselle, die ihrem Vater gefallen will. Durchaus geschickt versuchten die Mädchen, Liszt nach Paris zu locken. Mal versprachen sie, dass sie noch fleißiger als bisher Klavier üben würden, wenn er doch endlich käme, ein anderes mal beteten sie sogar für seine Rückkehr. Doch Franz Liszt kam nicht einmal zu ihrer ersten heiligen Kommunion, was die Schwestern verständlicherweise sehr traurig stimmte. Cosima reagierte durchaus couragiert: *Sie haben diesen Besuch zu lange hinausgeschoben, der uns so glücklich machen würde, aber ich bin sicher, dass dies nicht Ihr Fehler ist und dass Sie gleichfalls den Wunsch hegen, uns zu sehen*.⁴³

Die Fürstin

Rund zweitausend Kilometer östlich von Paris liegt die ukrainische Stadt Kiew. Dort – im damaligen Russland – gab Franz Liszt Anfang Februar 1847 einige Konzerte, und bei dieser Gelegenheit lernte er eine Frau kennen, die sein und die Leben seiner Kinder maßgeblich verändern sollte: Jeanne Élisabeth Carolyne von Sayn-Witt-

genstein. Bereits am Tag nach jenem ersten Treffen lud die Fürstin den Starpianisten auf ihr feudales Landgut in Woronince rund 240 Kilometer südwestlich von Kiew ein. Franz Liszt kam und blieb prompt einige Wochen. Was immer in diesem Winter geschehen sein mag – wir wissen es nicht. Aus Anna Liszts Briefen an ihren Sohn geht allerdings hervor, dass Franz es zu jener Zeit mit dem regelmäßigen Briefeschreiben nicht so genau nahm; mehrfach beschwerte sie sich über sein Schweigen. Hatte er sich verliebt und vergaß nun die Welt um sich herum? Und wer war diese Fürstin Sayn-Wittgenstein?

Die 1819 geborene Carolyne war die einzige Tochter des schwerverreichen Gutsbesitzers Peter Iwanowsky und dessen Frau Pauline. Der Reichtum der Iwanowskys muss immens gewesen sein: Angeblich waren mehr als 30 000 Arbeiter (Leibeigene!) nötig, um die familien-eigenen Ländereien zu bewirtschaften.⁴⁴ Die Eltern trennten sich, als Carolyne elf Jahre alt war. Sie blieb bei ihrem Vater und wurde fortan von einer französischen Gouvernante erzogen. Peter Iwanowskys Verhältnis zu seiner Tochter scheint – vorsichtig formuliert – etwas exzentrisch gewesen zu sein. Jedenfalls hatte er kein Problem damit, der jungen Dame hin und wieder eine seiner Zigarren anzubieten, die sie gerne annahm und auch rauchte. In dieser Zeit bildeten sich Carolyne lebenslange Vorliebe für das Rauchen sowie ihr mitunter skurriler Charakter heraus. 1836 heiratete sie Prinz Nikolaus von Sayn-Wittgenstein, den jüngsten Sohn des kaiserlich-russischen Generalfeldmarschalls Ludwig Adolph Peter von Sayn-Wittgenstein. Im Februar des folgenden Jahres kam die einzige Tochter Marie zur Welt. Die Ehe von Prinz Nikolaus und Prinzessin Carolyne, wie sie sich nun nennen durfte, war unglücklich, und bereits vier Jahre nach der Vermählung gingen sie getrennte Wege.

Zurück in das Jahr 1847. Nach dem Aufenthalt in Woronince setzte Liszt seine Konzerttournee durch die heutige Ukraine zunächst fort und traf in Odessa erneut mit Carolyne zusammen. Von dort kehrten die Liebenden auf das Landgut zurück, wo sie die Herbstmonate verbrachten. Die Nachricht von der Amour des berühmten Musikers und der exzentrischen Prinzessin verbreitete sich in Windeseile – auch nach Paris. Anna Liszt machte sich schon Sorgen um das Wohl ihres Sohnes. Zwar sei dessen neue Geliebte »ja eine vor-

nisse. Darüber hinaus gab es einige Gästezimmer, so dass Freunde und im zunehmenden Maße auch Liszts Privatschüler dort für längere Zeit Unterkunft finden konnten.

Doch zunächst bezog die Prinzessin das neue Domizil allein, während Liszt sich offiziell im Hotel »Erbprinz« niederließ. Die Gründe: Carolyne betrieb bei Zar Nikolaus I. die Annullierung ihrer Ehe mit dem Prinzen von Sayn-Wittgenstein. Um das Verfahren nicht zu gefährden, galt es also auf gesellschaftliche und aristokratische Konventionen Rücksicht zu nehmen. Als der Zar den Antrag im Herbst 1848 allerdings ablehnte, beendete Liszt das Theater und zog auf die Altenburg.

Carolyne von Sayn-Wittgenstein war eine Frau, der man nicht gleichgültig gegenüberstehen konnte. Sie forderte durch ihr herrisches Verhalten und die exaltierte Art des Sprechens im doppelten Wortsinn zum Widerspruch heraus. Es war allerdings nicht leicht, der Prinzessin standzuhalten, wie Liszts Schüler Hans von Bülow sichtlich beeindruckt seiner Mutter berichtete: »Am folgenden Mittag speiste ich bei Liszt und hatte Gelegenheit, die Fürstin näher kennen zu lernen, nämlich sie sprechen zu hören, denn während sie Stunden lang spricht, gönnt sie ihrem interlocuteur kaum eine halbe Minute zu einer Replique. [...] Liszt war nicht gegenwärtig bei dieser Unterhaltung, die die Fürstin mit einer bewunderungswürdigen Schärfe, mit stets neuen, nie oberflächlichen Behauptungen fortführte, indem sie die schwersten Pflanzercigarren dabei rauchte und einen fürchterlichen Qualm verursachte.«⁴⁶

Franz Liszts Biographen – insbesondere die der älteren Generation – sind mit der Fürstin Sayn-Wittgenstein mitunter hart ins Gericht gegangen. Sie erschien als das komplette Gegenbild zu Marie d'Agoult, mehr noch, als der Gegenentwurf einer schönen Frau: klein, schwarz und hässlich. Carolyne wurde als »Baba Jaga« abgestempelt, als eine böartige russische Hexe, die einen schlechten Einfluss auf Liszt gehabt hätte. Das ist despektierlich und ungerecht. Franz Liszt und Prinzessin Carolyne liebten einander – daran besteht kein Zweifel. Und Liszt fand in ihr eine Partnerin, die an seinen Ideen, Vorhaben und Kompositionen starken Anteil nahm. Es ist fraglich, ob die Weimarer Jahre ohne Carolyne so fruchtbar gewesen wären. Richtig ist

aber auch, dass die fanatische Katholikin einen bizarren, nahezu pseudoreligiösen Kult um ihren Lebensgefährten betrieb und dass sich durch Carolynes Einfluss sein Verhältnis zu den drei Kindern dramatisch veränderte. Liszts Briefe an Cosima, Blandine und Daniel sind ein Spiegelbild dieser Entwicklung. Er erscheint plötzlich nicht mehr als der auf seine Art gutmütige Künstlervater, sondern als strenges und mahnendes Familienoberhaupt.

Als Erster bekam Daniel dies zu spüren. Er werde mit seinem Sohn »kurzen Process« machen, drohte Liszt seiner Mutter, »denn es kann mich nur bekümmern, wenn ich sehe, wie man in Dummheit und Faulheit verharrt«. ⁴⁷ Es war wieder Anna Liszt, die für ihre Enkel Partei ergriff und den ungerechten Vater beruhigen konnte. Anfang Januar 1850 trat indes die alles entscheidende Veränderung ein. Durch einen Zufall erfuhr Blandine die Adresse Marie d'Agoults, und am nächsten Tag beschloss sie mit Cosima während eines Spaziergangs, die Mutter zu besuchen. Die Mädchen läuteten, wurden vorgelassen, und als sich Marie, Cosima und Blandine nach gut fünfjähriger Trennung so unerwartet gegenüberstanden, fielen sie einander in die Arme. Die Freude über das Wiedersehen war auf beiden Seiten riesengroß. Nach Hause zurückgekehrt, sagten sie der Großmutter nichts von ihrem Erlebnis. Wenige Tage später – am 8. Januar – reiste Frau Anna zu ihrem Sohn und dessen Partnerin nach Weimar, während die Kinder erstmals alleine in Paris blieben. In dieser Zeit kam es zu weiteren Treffen von Marie d'Agoult und ihren Töchtern. Im Februar – also gut vier Wochen nach jenem ersten Besuch in der Rue Neuvedes-Mathurins – schrieb Blandine arglos an Franz Liszt: »Wir haben Mama wieder gesehen, und diese so große Freude hat uns den Schmerz einer so langen Trennung vergessen lassen.«

Auf der Altenburg schrillten alle Alarmglocken, der Brief schlug ein wie eine Bombe. Liszt war außer sich, sein Schimpfen kannte keine Grenzen. Sein Vorwurf: Die Comtesse hätte die Kinder jederzeit nach vorheriger Absprache bei Madame Bernard besuchen können. Von diesem Recht hat sie allerdings fünf Jahre keinen Gebrauch gemacht, womit sie an der Trennung nicht ganz unschuldig war. Warum ausgerechnet jetzt – und auf diese Weise? In Liszts Augen stellte das Treffen einen eklatanten Vertrauensbruch dar, fühlte er sich doch hin-

tergangen. Zudem befürchtete er, dass sich seine einstige Partnerin an ihm vorbei in das Leben der Kinder einmischen könnte. Diese Befürchtung war nicht unbegründet. Blandine: »Mama sehnt sich, uns öfter zu sehen.«⁴⁸ Franz Liszt reagierte auf Blandines Geständnis mit schneidender Schärfe. »Ihr hattet Unrecht und habt mir Unrecht getan mit der Annahme, ich hätte mich ohne schwerwiegende Gründe bisher geweigert, zwischen euch und eurer Mutter die Verhältnisse zuzulassen, die natürlicherweise existieren müssten [...].« Erst jetzt dürfte den Mädchen klar geworden sein, was geschehen war, zumal Liszt nicht mit emotionalen Vorwürfen geizte. Großmutter Anna habe »bittere Tränen« über das schlechte Benehmen ihrer Enkelinnen vergossen. Zur Strafe sollten sie Madame Bernards Internat verlassen und zur Großmutter zurückkehren. »Ihr habt übel gehandelt«, redete er Blandine und Cosima ins Gewissen. »Da es aber einmal geschehen ist, müsst ihr euch Mühe geben, es sogleich wiedergutzumachen, und dies ist nur möglich, indem ihr fortan und für so lange, als ich es euch befehlen werde, jeglichen Briefwechsel und jedweden Verkehr mit eurer Mutter unterlasst.«⁴⁹

Blandine und Cosima blieb nichts anderes übrig, als sich kleinlaut zu entschuldigen und sich zu fügen. Sie flehten ihren Vater an, er möge seine drakonische Strafe zurücknehmen – vergebens. Franz Liszt blieb unnachgiebig, beide mussten ihrer geliebten Lehrerin Mademoiselle Laure Lebewohl sagen. In der Weimarer Altenburg zerbrach man sich nun den Kopf, wie es im fernen Paris weitergehen sollte. Die Rückkehr zu Frau Anna stellte nur eine Notlösung dar, da die alte Dame in den Augen ihres Sohnes zu gutmütig und nachsichtig war. In dieser Situation schlug die Fürstin Sayn-Wittgenstein vor, ihre ehemalige Gouvernante in die Seine-Metropole zu beordern. Damit sollte sich das Leben von Cosima, Blandine und Daniel aufs Neue dramatisch verändern.

Madame Louise Adélaïde Patersi de Fossombroni war bereits 72 Jahre alt, als sie Carolynes Hilferuf erteilte. Sie lebte zu der Zeit in Sankt Petersburg und befand sich eigentlich schon im Ruhestand. Das Schicksal hatte es mit ihr – einer geborenen Französin – nicht gut gemeint. Sie war früh verwitwet, und auch ihr einziger Sohn hatte sie mit fünfundzwanzig Jahren für immer verlassen. Die Madame fand ihre Lebensaufgabe daraufhin in der Erziehung aristokratischer Prominentenkinder – darunter die Comtessen Isaure de Foudras und Ludemille de Thermes, die Prinzessin Zénaïde de Wagram sowie Carolyne Iwanowska, besser bekannt als Prinzessin von Sayn-Wittgenstein. Zweifellos stellte Carolyne die treibende Kraft hinter der Berufung Madame Patersis dar. Die alte Dame galt nicht nur als hervorragende Erzieherin, sie war insbesondere ihrer einstigen Schülerin treu ergeben. Carolyne konnte sich auf Madame Patersi ohne Wenn und Aber verlassen, mit ihr installierte sie so etwas wie eine Stellvertreterin in Paris.

Dass die neue Gouvernante eine sittenstrenge Dame war, mit der nicht gut Kirschen essen sein würde, verdeutlichen bereits die Umstände ihrer Anreise. Sie bestieg – wie immer in Schwarz gekleidet – in Sankt Petersburg den Zug und saß während der langen Fahrt stramm aufrecht und steif in ihrem Coupé. Warum? Madame Patersi hätte es als unanständig empfunden, sich in die Polster zu lehnen. Als sie in Weimar ankam, dort sollte sie letzte Instruktionen erhalten, war sie von dieser Tortur schwer krank, so dass Carolyne sie zunächst zwei Monate auf der Altenburg pflegen musste. Franz Liszt wollte aber keine Zeit verlieren und forderte seine Mutter auf, Cosima und Blandine an Madame Patersis ältere unverheiratete Schwester, Madame Thomas de Saint-Mars, zu übergeben, die in der Rue Casimir Périer wohnte. Es war ihm ernst, sehr ernst, wie er seiner Mutter Anna unmissverständlich klarmachte: »Ich habe Mme Patersi gebeten, meine Töchter niemals ohne sie ausgehen zu lassen und Sie häufig zu besuchen. Ich bin überzeugt, daß Sie sie bald so gut kennenlernen, daß Sie

sie sehr schätzen und lieben werden, für das Gute, was ihre Leitung meinen Kindern geben wird. Sie wird darüber urteilen, was man ihnen schicklicherwise erlauben oder verbieten sollte; meine Ideen zum Thema ihrer Erziehung und Zukunft sind ihr vollkommen vertraut und decken sich ohne Einschränkung mit den ihren.«⁵⁰ Der Großmutter brach das Herz, musste sie doch fortan ohne ihre geliebten Enkelinnen leben und darüber hinaus in eine kleinere Wohnung in der Rue Penthièvre umziehen, ihren Haushalt auflösen und einen Teil – zum Beispiel Liszts Bibliothek – der Gouvernante übergeben.

Louise Adélaïde Patersi de Fossombronis Erziehungsprogramm war so furchterregend wie ihr Name. Was Ende 1850 begann und bis zum August 1855 – Cosimas achtzehntem Lebensjahr – andauern sollte, lief auf eine autoritäre Dressur der Mädchen hinaus. Sie mussten im Schlaf wissen, wie eine Demoiselle der feinen Gesellschaft über Kunst, Literatur, Musik und Geschichte zu denken und zu urteilen pflegte. Für Madame, die an den gesellschaftlichen und politischen Umwälzungen in Frankreich seit 1830 kaum Anteil genommen hatte, blieb die »feine Gesellschaft« gleichbedeutend mit dem so genannten Ancien Régime, jener absolutistischen Herrschaftsform, die durch die Französische Revolution beseitigt worden war. Die Süße des Lebens kenne nur, wer vor 1789 gelebt habe, schwärmte der Politiker Charles Maurice Herzog von Talleyrand-Périgord. Das war auch die Meinung der 1778 in dem Bretagnestädtchen Saint-Hilaire-de-Chaléons geborenen Madame Patersi. Sie und ihre Schwester Madame de Saint-Mars erzogen die kleinen Liszts gegen die Werte der nachrevolutionären Welt und impften ihnen eine tiefe Verachtung für alles »Bürgerliche« ein.

Madame Patersis Geringschätzung der Gegenwart trieb mitunter kuriose Blüten. So hasste sie nicht nur jede Art kurzweiligen Amusements, selbst Freikarten für ein Konzert waren ihr ein Gräuel. Ihrer Meinung nach gehörte es sich nicht, derartige Vergünstigungen anzunehmen. Cosima: *Allgemein ist Mme. Patersi mit allem so unzufrieden, dass sie geschenkte Karten noch ein wenig mehr verabscheut.*⁵¹ Die Erzieherin verlangte eine totale Unterordnung und war zwecks Erreichung dieses Zieles alles andere als zimperlich. Kindlicher Trotz oder

gar Auflehnung und Widerstand wurden mit Härte gebrochen. In der Anfangszeit weinten Cosima und Blandine sehr viel, was die beiden alten Damen in der Rue Casimir Périer allerdings nicht beeindruckte. »Tränen sind nur Wasser« lautete der Wahlspruch des greisen Gouvernantenduos. Dabei schreckten sie auch nicht vor geistlichem Terror zurück. Wenige Monate nach ihrer Ankunft in Paris schleppte Madame Patersi die Mädchen zu Pater Ventura in die Kirche Sainte-Marie Madeleine. Blandine und Cosima seien unartig gewesen und hätten einen schlimmen Fehler begangen, erzählte sie dem Geistlichen. Die erwünschte fromme Strafpredigt ließ nicht lange auf sich warten. »Nun, meine Kinder, müsst ihr eurem Vater blind gehorchen, auch wenn ihr seine Gründe nicht versteht, die ihn leiten. Ihr werdet sie viel später erkennen und dann sehen, dass er nie anders gehandelt hat als zu eurem Wohl.«⁵² Zu guter Letzt segnete der Pater die Besucherinnen und schenkte ihnen ein Kruzifix sowie vom Papst gesegnete Medaillen. Die katholische Kirche wurde aber auch bemüht, um die jungen Damen auf ihre zukünftige Rolle als Ehefrauen vorzubereiten. Abbé Gabriel habe ihnen gesagt, schrieb Cosima an Liszt, dass das ganze Leben einer Frau *ein Opfer und sie eine lebendige Hostie zu sein habe*.⁵³ Madame Patersi sei in der fraulichen Dressur unerbittlich, schwärmte Blandine notgedrungen: »Sie versichert uns, dass unsere Ehemänner uns später all das, was sie uns vorwirft, nicht mehr durchgehen lassen werden.« Und weiter: »Wir haben in dieser Angelegenheit wenig Erfahrung, aber verstehen sehr wohl, dass sie vollkommen recht hat.«⁵⁴

Über manche Ereignisse im mehr oder weniger tristen Leben Cosimas und Blandines könnte man lächeln, wenn diese für die Mädchen keine unangenehmen Folgen gehabt hätten. Als Cosima einmal ihr Zimmer unordentlich hinterlassen hatte, musste sie einen Besinnungsaufsatz schreiben und dem Vater zusenden. Darin schildert Cosima die imaginäre Unterhaltung zwischen einer gewissen Madame de Mahn und ihrer Tochter Hedwig: *Meine liebe Mutter, als Sie mich heute morgen wegen der geringen Ordnung in meinem Zimmer zurechtwiesen, versprachen Sie, mir eine Geschichte zu erzählen, die mir klar machen würde, welch furchtbare Auswirkungen die Unordnung haben kann. Wollen Sie mir diese jetzt erzählen, liebe Mutter?*⁵⁵ Cosima brach

konnten – Liszt und der Fürstin am wenigsten –, schrieben sie sich ihren Kummer von der Seele. In Blandines Nachlass, der in der Pariser Bibliothèque nationale de France aufbewahrt wird, sind einige »Rollen-spiele« überliefert – amüsante und zugleich bedrückende Dialoge, die die geistige Enge in der Rue Casimir Périer verdeutlichen. Die folgende völlig banale »Scène de la Vie intime« hat sich am 20. März 1855 zugetragen. Es ist neun Uhr morgens, alle sind noch im Nachthemd. Plötzlich klingelt es:

»Die Portière: Madame, ich komme, ein Polizist schickt mich. Sie werden eine Geldbuße erhalten.

Mme de StMars (unwirsch): Wie bitte? Das werden wir ja sehen, und weshalb, wenn ich fragen darf?

Die Portière: Er hat einen nassen Lappen aus dem Fenster im vierten Stock fallen sehen. Ich wollte ja nicht kommen, aber er hat mich dazu gezwungen.

Mme de StMars: Oh, wie amüsant. Wir, die ehrbaren Frauen, werfen nasse Lappen auf die Köpfe der Passanten! Es ist scheußlich! Der Rüpel solle heraufkommen, falls es ihm beliebt!«

Die Portiersfrau tritt ab, während Cosima und Blandine sich in ihrem Zimmer ankleiden:

»Cosima: Das ist ein Scherz; was wirft man uns vor? Ich bin kein bisschen überrascht, ich wette sogar, dass Patersi es war, die den Lappen geworfen hat. Beeile dich, ich will das Ende der Komödie sehen.

Blandine: So warte doch! Es braucht seine Zeit, die vier Etagen hochzusteigen. Es ist allerdings lustig, wie ernst diese Damen es nehmen, als ging es um einen Mord.

Cosima: Ja, allerdings ein moralischer Mord, würde Patersi sagen.«
Das Gespräch wird durch das Erscheinen des Polizisten unterbrochen:

»Mme de StMars (huldvoll zum Polizisten): Welcher Teufel hat Sie geritten, uns einen morgendlichen Besuch abzustatten?

Der Polizist (ruhig): Ich bin gekommen, weil ein nasser Lappen aus dem vierten Stock gefallen ist.

Mme de StMars: Sie irren sich. Wer, meinen Sie, hätte ihn fallen las-

sen? Das Dienstmädchen ist fort, und die Demoiselles kleiden sich in ihrem Zimmer an.

Der Polizist: Es waren vielleicht diese Demoiselles.

Mme de StMars: Diese Demoiselles öffnen niemals ihr Fenster, ohne dass wir dabei anwesend wären.

Der Polizist (lacht ironisch): Das ist möglich, ich weiß nur, dass ich einen Lappen aus diesem Fenster fallen sah.

Mme Patersi (sehr verstört): Aus meinem Zimmer, Monsieur, das ist unmöglich! Ich war dabei, Haarbänder zu bügeln, Monsieur.

Der Polizist: Wenn man Haarbänder bügelt, kann man sehr wohl einen Lappen, der stört, aus dem Fenster werfen.

Mme de StMars: Er kam sicher aus dem fünften.

Der Polizist: Er kam aus dem vierten.

Mme de StMars: Zuerst einmal: wir wohnen durch das Zwischengeschoss im dritten.

Der Polizist: Nein, nein, er kam aus diesem Zimmer. Mein Blick ging im gleichen Moment nach oben, als der Lappen aus dem Fenster fiel, und es ist unmöglich, dass er von oben auf Ihr Fenster geflogen sei, da es sich um einen nassen Lappen handelte.

Mme Patersi: Monsieur, ich besitze keinen nassen Lappen, da ich zum Waschen einen Schwamm benutze.

Der Polizist (ganz ruhig): Ich weiß nicht, zu welchem Zweck der Lappen verwendet wurde, ich weiß nur, dass er heruntergefallen ist.

Mme Patersi: Ich schwöre Ihnen bei Gott, beim Evangelium, Monsieur, bei allem, was heilig ist, Monsieur, ich habe den Lappen nicht fallen lassen.

Der Polizist: Sie können schwören, soviel Sie wollen.

Mme de StMars: Wir sind ehrbare Frauen. Bedenken Sie, mit wem Sie sprechen.

Mme Patersi: Ja, ehrbare Frauen! Wir sind gläubig und nicht devot. Wir befolgen die Lehre des Abts Lonvot. Man hat uns nicht von der Straße aufgesammelt, Monsieur!

Der Polizist: Ich weiß sehr wohl, dass Sie nicht von der Straße aufgesammelt wurden; der Lappen wurde allerdings dort gefunden.

Mme de StMars (verstimmt, sich auf das Canapé stützend): Und Sie glauben wohl, wir lügten, wir wären im Stande, wegen eines

schäßigen Bußgeldes unser Gewissen zu belügen. Da ich es Ihnen doch schwöre, ich schwöre bei meiner Ehre! (Sie schlägt sich dabei auf die Brust.) Gehen Sie, und fragen Sie im fünften Stock nach.

Der Polizist: Man wird mir genau das Gleiche erzählen.

Mme de StMars: Wie ›das Gleiche‹? Meinen Sie, man wird sich herablassen ...

Mme Patersi: Ja, sich für ein paar Groschen geradezu entwürdigen?

Mme de StMars: Glauben Sie etwa, Sie hätten es mit Lumpensammellern aus dem Faubourg Saint Marceau zu tun? Verstehen Sie, ich weiß nicht, wozu ich fähig wäre.

Der Polizist: Nun gut, ich werde es diesmal noch durchgehen lassen, aber fangen Sie nicht wieder an.

Mme de StMars: Oh, seien Sie versichert, dass wir nicht wieder damit anfangen werden, zumal wir es nicht einmal heute waren.

Der Polizist: Davon bin ich nicht ganz überzeugt.

Mme de StMars: Könnte es sein, dass Sie Hintergedanken haben? Oh, das wäre schrecklich, infam! Wie hoch ist dieses Bußgeld? Ich frage nicht, weil ich es begleichen will, da ich es nicht verdient habe. Sehen Sie, wenn ich zur Polizei ginge, ich weiß nicht, was ich sagen würde, ich würde sagen, ja, ich würde sagen, die Polizei sollte darauf achten, dass diejenigen, die sie einstellt, gute Augen haben.

Der Polizist: Oh, ich habe gute Augen – manchmal zu gute.

Mme Patersi: Es ist das gute Recht von Monsieur.

Mme de StMars: Wie, sein gutes Recht? Warst du es also, die ihn fallen ließ? Wenn das Dienstmädchen hier wäre, aber sie ist ausgegangen, und unsere Reputation ist derart, dass man nicht einmal auf den Gedanken käme, uns zu verdächtigen.

Der Polizist: Es ist nun einmal so; das Fenster von Madame stand offen, und warum hätte sie es sonst schließen sollen, sobald sie mich sah?

Mme de StMars: Oh, Monsieur, das ist ganz und gar unmöglich, meine Schwester stellt sich in ihrem Zustand nie ans Fenster. Sie ist viel zu eigen, um in Nachthaube und Schlafrock die Nase aus dem Fenster zu stecken.

